



Ergänzende Unterlagen zum Buch bieten wir Ihnen unter www.metzlerverlag.de/webcode zum Download an.

Für den Zugriff auf die Daten verwenden Sie bitte Ihre E-Mail-Adresse und Ihren persönlichen Webcode. Bitte beachten Sie bei der Eingabe des Webcodes auf eine korrekte Groß- und Kleinschreibung.

Ihr persönlicher Webcode:

(A) Aspekte der literaturwissenschaftlichen Gattungsbestimmung

1. Methodische Aspekte

1.1 Definitionen und Begriffsformen

»Gibt es literarische Gattungen, und wenn ja, wie viele? Wie lassen sie sich rechtfertigen, welches ist ihre Existenzweise und ihr Nutzen? Erlauben sie eine Klassifikation der literarischen Werke? Oder dienen sie nur, als bloße Namen, der vorläufigen Verständigung? Müssen Gattungen sein?« (Enzensberger 2009, 65). Die Grundsatzfragen, die sich hier ein Dichter und Gelehrter wie Hans Magnus Enzensberger stellt, richten sich zugleich provokativ an die wissenschaftliche Gattungsforschung. Deren Fähigkeiten zur Reflexion und Klärung ihrer eigenen Grundlagen sieht der Autor als durchaus unzureichend an: »Alle Gattungsbegriffe, welche die Literaturwissenschaft bisher entwickelt hat, sind verschwommen, unklar und widersprüchlich« (Enzensberger 2009, 73).

Denn Gattungen »gibt« es nicht einfach. Gattungen werden von Menschen erdacht. Und zwar von Menschen, die über Literatur reden oder auch schreiben: von Dichtern und Lesern, Bibliothekarinnen und Buchhändlerinnen, Philosophinnen und Verlegern, Zeitungskritikern und akademischen Literaturwissenschaftlerinnen. Gattungen sind keine realen Sachen wie ein geerbtes Buch oder eine selbst beschriebene Festplatte: Gattungen existieren nur durch *Begriffe*, die wir uns davon bilden.

Aber natürlich bilden wir sie nicht beliebig. Begriffe dienen Zwecken der menschlichen Verständigung, und diese Zwecke können sehr unterschiedlich sein. Dementsprechend gebraucht ein Buchhändler anders bestimmte Gattungsbegriffe als eine Dichterin, und eine Dichterin der Barockzeit anders als ein Dichter der Postmoderne. Gefährlicherwise gebrauchen sie trotzdem oft dieselben *Wörter* dafür.

Also benötigen wir für eine intersubjektiv zuverlässige Verständigung über Gattungen ausdrückliche Verabredungen darüber, in welchem Sinne wir Wörter wie »Gedicht«, »Bildungsroman« oder »SitCom« verwenden wollen. Solche Verabredungen über einen Wortgebrauch pfllegt man »Definitionen« zu nennen.

Nun haben Definitionen in historischen Disziplinen wie der Literaturwissenschaft nicht unbedingt einen guten Ruf. Zum einen werden sie oft als »normativ« abgelehnt – der Sache nach ganz zu Unrecht: Im Gegensatz zu begrifflichen Festsetzungen in Gesetzestexten oder DIN-Normen binden Gattungsdefinitionen niemanden als denjenigen, der sie vorschlägt oder sich einem Gebrauchsvorschlag ausdrücklich anschließt. Aber damit dennoch nicht jeder, der über eine Gattung schreibt, eigenbrötlerisch und ganz nach Belieben seine eigene Gattungsbestimmung vornimmt (»Unter einem *Sonett* verstehe ich im Folgenden eine Kriminalerzählung von mindestens 200 und höchstens 201 Druckseiten«) und damit dann vorhersehbar allein bleibt, hat sich die Einsicht durchgesetzt, dass humanwissenschaftliche Definitionen tunlichst den Charakter einer *Begriffsexplikation* haben sollten (näher dazu Zymner/Fricke 2007, 246–255): Eine Explikation verbindet eine möglichst sorgfältige historische Analyse des bisherigen Wort- und Begriffsgebrauchs (also eine *Lexikalische Definition* im Sinne von deskriptiven Wörterbuch-Einträgen, die richtig oder auch mal empirisch falsch sein können) mit einem Vorschlag für die Festsetzung des dann selber terminologisch geklärt verwendeten Fachausdrucks (also mit einem *Bedeutungs-Postulat* im Sinne einer explizit eingeführten Sprachkonvention, die nicht »falsch«, sondern nur mehr oder weniger unzweckmäßig sein kann). In dieser Weise ist eine arbeitsfähige Bestimmung von Gattungsbegriffen in aller Regel eine präzisierende *Rationale Rekonstruktion* früherer, aber unscharfer Gebrauchsweisen und Verwendungstraditionen.

Zum anderen gelten Begriffsdefinitionen in historischen Wissenschaften verbreitet als »starr« und deshalb auch als ungeeignet für den steten Wandel gattungsgeschichtlicher Entwicklungen. Hier aber hat man offensichtlich nur einen sehr primitiven Typ von Definitionen vor Augen, nämlich die »starre« Festlegung auf eine feste Kombination von Merkmalen, die ein Text immer alle erfüllen muss, um zu einer Textgattung zu gehören (zu weiteren Definitionstypen und Begriffsformen vgl. Strube 1993; Zymner 2003). Man folgt hierbei ex- oder implizit

der auf Aristoteles zurückgehenden scholastischen Begriffsstruktur von *genus proximum* + *differentia[e] specifica[e]*, also [1] von einer übergeordneten Klasse und [2] einem oder mehreren unterscheidenden Merkmalen innerhalb der Mitglieder dieser Klasse. Im hier rein exemplifizierend gewählten Musterfall der Gattung *Anekdote* würde eine solche starre Gattungsdefinition dann beispielsweise folgendermaßen lauten:

Eine ANEKDOTE ist [1] eine Wirklichkeitserzählung mit [2] einer pointierten Wendung am Schluss.

Definitions-Struktur: [1] + [2]

Nimmt man dabei gleich mehrere unterscheidende Merkmale der Gruppendifferenzierung an, so sähe das beispielsweise so aus:

Eine ANEKDOTE ist [1] eine Wirklichkeitserzählung mit [2] einer bislang unbekanntem Einzelheit über bekannte Personen und mit [3] einer pointierten Wendung am Schluss.

Definitions-Struktur: [1] + [2] + [3]

Eine Gattungsdefinition mit solcher Struktur erweist sich nun aber in der Tat als sehr starr und historisch wenig flexibel: Sie verlangt, dass alle Texte einer Gattung dieselben Merkmale aufweisen, also in den gattungsrelevanten Eigenschaften zu allen Zeiten vollständig übereinstimmen. Damit kommt man in einer differenzierten Gattungsgeschichte nicht weit.

Um diesem Problem zu begegnen und historisch geschmeidigere Begriffe für Textgruppierungen aller Art zu bilden, hat man nach geeigneteren Definitionsstrukturen als denen der schulmäßigen Tradition zwischen Aristoteles und dem Botaniker Carl von Linné Ausschau gehalten. Abhilfe verspricht hier insbesondere das semantische Konzept der *Familienähnlichkeit*, das der Sprachphilosoph Ludwig Wittgenstein in seiner Spätphilosophie entwickelt hat: Mitglieder einer Familie stimmen jeweils miteinander z. B. in diesen oder jenen Gesichtszügen oder auch in anderen genetischen Merkmalsbündeln überein, aber niemals in allen gleichzeitig.

Im Sinne einer solchen *Familienähnlichkeit* hat man nun wiederholt versucht (vgl. z. B. Strube 1993, 29–66), auch Gattungsbegriffe mit einer ›weicherer‹ Verbindung zwischen ihren relevanten Merkmalen zu definieren (vgl. Hempfer 2010). Der einfachste Weg

dahin wäre die Ersetzung aller oben verwendeten ›und‹-Kombinationen von durchweg ›notwendigen Merkmalen‹ einer Gattung durch ›und/oder‹ (›u/o‹, bzw. umgangssprachlich besser ›oder auch‹). Denn damit werden alle prägenden Gattungseigenschaften nur ›fakultative Merkmale‹ und können einander wechselweise auch ganz ersetzen:

Eine ANEKDOTE ist [1] eine Wirklichkeitserzählung oder auch [2] ein Text mit einer bislang unbekanntem Einzelheit über bekannte Personen oder auch [3] ein Text mit einer pointierten Wendung am Schluss.

Definitions-Struktur: [1] u/o [2] u/o [3]

Damit aber ist man offenkundig über das Ziel hinausgeschossen: Es lässt sich leicht einsehen, dass hier in manchen Fällen überhaupt keine Übereinstimmung oder wenigstens partielle Familienähnlichkeit zwischen Texten derselben Gattung mehr bestehen kann. (›Unter einem *Sonett* verstehe ich im Folgenden ein Gedicht von 14 oder von 15 oder von 17 Versen oder jedes Gedicht mit einem pointierten Sextett am Schluss.«)

Man kann hier freilich die Begriffsstruktur der Familienähnlichkeit auch schärfer fassen und verlangen, dass z. B. ›mindestens 2‹ oder ›mindestens 3‹ oder sogar mehr aus der Reihe genannter ›fakultativer Merkmale‹ gleichzeitig erfüllt sein müssen, damit ein Text zur definierten Gattung gerechnet werden kann. Bei mindestens zwei Merkmalen könnte das dann etwa folgendermaßen ausgeführt werden:

Eine ANEKDOTE ist

eine [1] Wirklichkeitserzählung mit [2] einer bislang unbekanntem Einzelheit über bekannte Personen;

oder auch [1] eine Wirklichkeitserzählung mit [3] einer pointierten Wendung am Schluss;

oder auch [1] eine Wirklichkeitserzählung mit [4] einem schematischen Aufbau aus ›Anlass und Ausspruch‹ (occasio und dictum);

oder auch [2] ein Text mit einer bislang unbekanntem Einzelheit über bekannte Personen und mit [3] einer pointierten Wendung am Schluss;

oder auch [2] ein Text mit einer bislang unbekanntem Einzelheit über bekannte Personen und mit [4] einem schematischen Aufbau aus ›Anlass und Ausspruch‹ (occasio und dictum);

oder auch [3] ein Text mit einer pointierten Wendung am Schluss und mit [4] einem schematischen Aufbau aus ›Anlass und Ausspruch‹ (occasio und dictum)

Definitions-Struktur:

- [1] + [2]
u/o
- [1] + [3]
u/o
- [1] + [4]
u/o
- [2] + [3]
u/o
- [2] + [4]
u/o
- [3] + [4]

Familienähnlichkeit, so sieht man hier allerdings rasch ein, ist eine reichlich unübersichtliche Angelegenheit. Man bemerkt beispielsweise erst bei genauerer Nachprüfung, dass es auch bei solchen skrupulös aussehenden Begriffsbestimmungen zu unerwünschten Folgen kommen kann: Auch hier finden sich innerhalb ein- und derselben Gattung Texte wieder, die nicht ein einziges Textmerkmal miteinander teilen (vgl. z. B. erste und letzte Zeile).

Und im Übrigen würde sich auch unter Anekdoten-Forschern deutlicher Zweifel oder gar entschiedener Widerspruch zu verschiedenen der hier aufgelisteten fakultativen Merkmalen oder Merkmalsbündeln erheben. Schon die Einordnung von Anekdoten in die Gruppe der ›Wirklichkeitsberichte‹ wie Gerichtsprotokolle oder historische Chroniken ist mehr als fraglich: Die bekannten ›Wander-Anekdoten‹ über unterschiedliche Personen oder der häufige Zusatz *Si non è vero, è ben trovato* (›vielleicht nicht wahr, aber gut erfunden‹) zeigen ebenso wie manche narratologischen Kennzeichen, dass wir es hier eben doch mit einer Form fiktionaler ›Dichtung‹ zu tun haben. Wie beim Historischen Roman oder Geschichtsdrama beziehen sie sich aber auf nichtfiktive Sachverhalte. Das wird man deshalb besser auflösen in die drei zueinander *alternativen Merkmale* ›personal historisch‹ (Und jetzt noch eine weitere Adenauer-Anekdote: ...) oder auch ›stofflich historisch‹ (Kleists Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege) oder auch ›beglaubigt historisch‹ (Ein Nationalspieler unter Sepp Herberger erzählte gern, der ›Chef habe ...).

›Erzählt‹ jedoch muss eine Anekdote nach traditioneller Vorstellung nun mal sein, und insofern braucht man neben *alternativen* auch *notwendige Merkmale*, um z. B. Limericks oder Krippenspiele aus der Gattung heraushalten zu können. Zu diesen Ausschlusskriterien durch notwendige Merkmale sollte nach allgemeinem Wortgebrauch auch eine gewisse Kürze oder besser verknappende ›Konzision‹

der Erzählweise gehören (eine Anekdote ist keine Novelle). Und dennoch liegt der zentrale Reiz einer jeden Anekdote darin, dass in dieser aussparenden Knappheit der berichteten Einzelheit zugleich *pars pro toto* eine allgemeine Einsicht oder z. B. ein typischer, genereller Charakterzug der Hauptperson zur Erscheinung kommt; die Fachforschung spricht hier von ›Metonymischer Uneigentlichkeit‹ (vgl. Müller 2003, 189–197). Nicht in allen Anekdoten darf man hingegen am Ende einen ›witzigen‹ oder ›geistreichen‹ Ausspruch erwarten – neben ›sprachlichen Pointen‹ können Anekdoten ebenso auch mit einer rein ›sachlichen Pointe‹ enden, die dem Hörer oder der Leserin etwas Bedeutungsvolles zu denken gibt.

Am angemessensten also bestimmt man einen Gattungsbegriff weder zu starr durch eine ›einfache Addition‹ notwendiger Merkmale noch zu weich durch eine ›offene Reihe‹ alternativer Merkmale, sondern durch eine Verbindung aus beiden: durch eine *Flexible Definition*. Sie schafft auf der einen Seite durch ihre ›notwendigen Merkmale‹ Klarheit über die Zugehörigkeit und Ähnlichkeitsbeziehung von Texten einer Gattung; und sie lässt andererseits durch (immer mindestens partiell erfüllte!) ›alternative Merkmale‹ genug Spielraum für historische Wandlungen in der Ausgestaltung einer solchen Gattung.

Definitions-Struktur:

- [1] + [2] + [3] + [4a u/o 4b] + [5a u/o 5b u/o 5c]

Im hier gewählten Beispielfall der Anekdote könnte der Gattungsbegriff dann etwa wie folgt ›flexibel definiert‹ werden:

Eine ANEKDOTE ist

[1] *eine fiktionale Erzählung*

[2] *in konziser Darstellung*

[3] *mit der Metonymischen Uneigentlichkeit eines typischen Einzelfalls*

und *mit mindestens einer der beiden folgenden markanten Schlusswendungen:*

[4a] *sprachliche Pointe*

oder auch

[4b] *sachliche Pointe*

und *mit mindestens einer der drei folgenden Anchlüsse an geschichtlich Bekanntes:*

[5a] *historische Hauptfigur*

oder auch

[5b] *historischer Stoff*

oder auch

[5c] *historische Beglaubigung.*

Mit einem ›flexiblen Gattungsbegriff‹ dieser Art lassen sich nun unterschiedlichste Gattungen und Gattungsentwicklungen in ebenso trennscharfer wie historisch anpassbarer Weise bestimmen (vgl. Fricke 1981, 144–154).

Literatur

Enzensberger, Hans Magnus: »Vom Nutzen und Nachteil der Gattungen«. Frankfurter Poetik-Vorlesungen 1964/65, Nr. 4. In: Ders.: *Über Literatur*. Hg. v. Rainer Barbey. Frankfurt a. M. 2009, 64–82.

Fricke, Harald: *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur*. München 1981.

Hempfer, Klaus W.: »Zum begrifflichen Status der Gattungsbegriffe: von ›Klassen‹ zu ›Familienähnlichkeiten‹ und ›Prototypen‹«. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 120 (2010), 14–32.

Müller, Ralph: *Theorie der Pointe*. Paderborn 2003.

Strube, Werner: *Analytische Philosophie der Literaturwissenschaft. Untersuchungen zur literaturwissenschaftlichen Definition, Klassifikation, Interpretation und Textbewertung*. Paderborn 1993.

Zymner, Rüdiger: *Gattungstheorie. Probleme und Positionen der Literaturwissenschaft*. Paderborn 2003.

Zymner, Rüdiger/Fricke, Harald: *Einübung in die Literaturwissenschaft: Parodieren geht über Studieren*. 5. überarb. u. erweiterte Aufl. Paderborn 2007.

Harald Fricke

1.2 Definieren von Gattungen

»Denn die Theorie der Gattungen ist das trübste Kapitel der Literaturwissenschaft« (Enzensberger 2009, 65). Jedenfalls wird man, wenn man sich mit der *Geschichte der literarischen Gattungsbestimmungen* näher befasst, auf eine wenig geordnete Vielfalt unterschiedlichster und unterschiedlich durchdachter Ansätze zur Bildung von Textgruppierungen stoßen. Unter dem irritierend gemeinsamen Namen der *Gattung* hat man nämlich unter anderem die folgenden Resultate literarischer Sortierungsversuche (→ A 1.4) antreffen können:

- *Sammelbegriffe* wie ›Epik‹, ›Lyrik‹, ›Drama‹
- *Klassenbildungen* wie ›Gebrauchsliteratur‹, ›Fiktionale Literatur‹, ›Frauenliteratur‹
- *Grundqualitäten* (im Sinne von Goethes ›Naturformen‹, s. u.) wie ›das Lyrische‹, ›das Epische‹, ›das Dramatische‹
- *Schreibweisen* als Repertoire transhistorischer Invarianten wie ›das Satirische‹, ›das Komische‹, ›das Tragische‹
- *Historische Textgruppen* wie ›Verssatire‹, ›Prosaroman‹, ›Tragödie‹

- *Untergruppen* wie ›anacreontische Ode‹, ›Briefroman‹, ›bürgerliches Trauerspiel‹
- *Metrisch bestimmte Formen* wie ›Sonett‹, ›Rondeau‹, ›Limerick‹.

Es ist offenkundig, dass eine solche Vielfalt von Gattungssortierungen *historisch* nach ganz uneinheitlichen Unterscheidungskriterien und Allgemeinheitsgraden entstanden ist. Eine der dauerhaft wiederkehrenden *Leitfragen* war dabei, ob Gattungen von uns eigentlich ›erfunden‹ oder ›vorgefunden‹ werden. Gern verbuchen die Lehrbücher das unter dem gelehrt-scholastischen Namen des ›Universalien-Problems‹ (Hempfer 1973, 30–36 – nach der mittelalterlichen Debatte zwischen ›Begriffsrealisten‹ und ›Nominalisten‹ über die Frage aus Platons Dialog *Kratylos*, ob ganz allgemein unsere Wörter eigentlich *physei* ›von Natur aus‹ oder *thesei* ›durch menschliche Setzung‹ gegeben seien): Müssen wir vorhandene Gattungen durch ›Real-Definitionen‹ *beschreiben*, oder können wir sie lediglich durch ›Nominal-Definitionen‹ sprachlich so oder auch anders *konstruieren*?

Im immer deutlicher nominalistisch oder sogar ›konstruktivistisch‹ geprägten Wissenschaftsverständnis unserer Zeit mag dabei die Vorstellung befremdlich anmuten, Gattungen seien gleichsam auffindbare, historisch gewachsene Naturobjekte wie Vulkane oder Schmetterlingsarten. Wirkungsmächtige Stützung oder gar Heiligsprechung hat eine solche Annahme jedoch durch Goethes Formulierung von den einzig existierenden drei ›Naturformen der Dichtung‹ gefunden, die seit 1816 immer wieder zitiert wird: »Es gibt nur drey ächte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: *Epos, Lyrik* und *Drama*« (Goethe 1994: XXII, 206).

Nun verstand Goethe zu viel von der Natur, um hier wirkliche Naturobjekte zu unterstellen – zumal er gleich im nächsten Satz einräumt, dass alle drei Naturformen in der Regel miteinander vermischt begegnen. Man darf Goethes Wendung deshalb getrost so verstehen, dass hier (im Gegensatz zu den dann von ihm unterschiedenen speziellen ›Dichtarten‹, den historisch begrenzten Formaten wie Idylle, Cantate oder Lehrgedicht) von drei *überall und überzeitlich* auffindbaren ›Grundformen der Poesie‹ die Rede ist.

Damit allerdings vertritt Goethe hier nun gar keine neue Einsicht (wiewohl in neuen Worten, unübertrefflich knapp und bündig). Er variiert lediglich dreiteilige Gattungssystematiken, wie sie schon Platon (*Politeia*, 394 a 5 – c 4, vgl. hierzu Primavesi 2008)

in aller Deutlichkeit vorgenommen hat. Platons Frage ›Wer spricht da in dieser Dichtungsgattung?‹ ist seither unter dem Stichwort des *Redekriteriums* leitend für viele grundlegende Gattungsbestimmungen bis in die Gegenwart geblieben (→ A 2.8).

Mitnichten aber bedeutet dieser zweitausendjährige Siegeszug des *Redekriteriums* – bis hin zum radikalen Nominalisten und Gattungs-Skeptiker Benedetto Croce (vgl. bes. Croce 1902) und zur Gattungstheorie der Linguistischen Poetik von heute (vgl. z. B. van Dijk 1972, Gülich/Raible 1972) – dass damit nur noch nominalistische Positionen in der Gattungstheorie vertreten worden wären. Wenigstens zwei prominente Vertreter ›begriffsrealistischer‹ Positionen mit erheblicher Wirkung auf die literaturwissenschaftliche Alltagsarbeit seien hier exemplarisch dafür erwähnt:

Mit seinem vielzitierten, literarhistorisch auch vielfach anregend genutzten Buch *Einfache Formen* hat André Jolles 1930 eine neue Art der Begründung für Textgruppierungen ins Spiel gebracht. Für ihn sind solche elementaren Gestaltungsmuster der Literatur von archetypischer Universalität wie »*Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz*« nämlich nicht beliebige Setzungen der Wissenschaft; sie beruhen vielmehr auf grundlegenden ›Kollektiv-Bedürfnissen‹ oder menschlichen ›Geistesbeschäftigungen‹ (Jolles 1930). Historisch können sie sich dann durchaus in unterschiedlichen Spezialgattungen wie Predigtexempel, Aphorismus oder Detektivgeschichte ausformen. Hier wird also gleichsam eine fundamentale Alternative zur literarische Ganztexte sortierenden Gattungssystematik angeboten.

Noch deutlicher tritt das in Emil Staigers drei ›Grundbegriffen der Poetik‹ von 1946 hervor, die zeitweilig durchaus einflussreich auf die Germanistik wirkten, aus späterer Sicht hingegen fast schon als letztes Refugium eines veralteten ›Begriffsrealismus‹ in der Gattungstheorie erscheinen. Denn mit seiner neuartigen Zuordnung der platonisch-goetheschen, auch in Hegels *Ästhetik* fortgeschriebenen Gattungstrias zu den drei Modi von ›Zeitlichkeit‹ versuchte sich Staiger an Heideggers Existenzphilosophie anzuschließen (übrigens durchaus ohne Gegenliebe): Demnach sollte ›das Lyrische‹ als »Erinnerung« auf die *Vergangenheit*, ›das Epische‹ als »Vergegenwärtigung« auf die *Gegenwart*, und ›das Dramatische‹ als »Spannung« auf die *Zukunft* gerichtet sein. Insofern diese ›fundamental-ontologischen‹ Zuweisungen im Sinne einer bloßen *Typologie* literarischer Elemente sich aber nicht gut mit der überlieferten *Klassifika-*

tion literarischer Texte in dramatische, epische und lyrische Dichtung vertragen (vgl. dazu Strube 1993), kann man diesen Versuch inzwischen zu den weitgehend folgenlosen Irrwegen der historischen Gattungstheorie zählen.

Ein anderer solcher Irrweg konnte sich lange auf die Autorität des spätantiken Gattungssystematikers Diomedes berufen. Er nämlich war der erste, der neben der von ihm selber kanonisierten Gattungstrias auch noch eine vierte Grundgattung zu erkennen meinte: die didaktische Poesie oder *Lehrdichtung*. Aber auch wenn solche Versuche bis ins 20. Jh. hinein immer wieder einmal unternommen worden sind (z. B. bei Seidler 1959): Gegenüber einer solchen Einteilung haben schon Jean Paul in seiner *Vorschule der Ästhetik* (Jean Paul 1960, V. 250 f.) und vor allem Goethes Erörterung *Über das Lehrgedicht* gegen dieses »Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik« (Goethe 1999: FA I.22, 317–318) starke Gründe geltend gemacht. Denn wohl kann man eine große Gruppe von Dichtungen unter einem Etikett wie ›Didaktische Poesie‹ zusammenfassen. *Poetisch* sind all diese Texte jedoch nicht, insofern sie *didaktisch*, sondern insoweit sie außerdem noch beispielsweise lyrisch (wie als Epigramm), episch (wie als Fabel) oder dramatisch (wie als Lehrstück) ausgearbeitet sind.

Aber selbstredend kann es in verschiedensten Argumentationszusammenhängen sinnvoll sein, mehrere solcher zusätzlichen Eigenschaften wie ›lehrhaft‹, ›politisch‹, ›naturmagisch‹, ›mundartlich‹, ›petrarkistisch‹ oder ›feministisch‹ mit den zentralen Unterscheidungen nach ›notwendigen‹ oder ›alternativen Merkmalen‹ (→ A 1.1) zu verbinden. Auf diese Weise erhält man eine im Prinzip fast beliebig verfeinerbare Ausdifferenzierung literarischer Gattungen und Untergattungen, bei deren effektiv genutzter Zahl man schon auf mehr als 3000 verschiedene Genres gekommen ist (vgl. Nies 1978; Verweyen u. a. 1988).

Die Versuche, Ordnung in eine solche schwer zu überblickende Vielfalt der Einteilungen zu bringen und eine handhabbare Gattungssystematik zu erstellen, sind so alt wie die Gattungstheorie selbst (→ A 1.3). Stellvertretend für die vielen Abarten von Schubladen-Schemata und Strukturbäumen, deren Abfolge an dieser Stelle nicht nachgezeichnet werden kann, sei hier exemplarisch auf das Modell der gattungsbezogenen ›Typenkreise‹ verwiesen. Einer der neueren und mit dem Zentralbegriff der »Urdichtung« ambitioniertesten Entwürfe dieser Art war z. B. noch das ›Gattungsrad‹ von Julius Petersen aus dem Jahre 1925 nach der spätantiken Rota Vergilii (abgebildet und erläutert auch bei Müller-Dyess 1978, 57).

Literatur

- Croce, Benedetto: *Estetica come scienze dell' espressione e linguistica generale*. Bologna 1902.
- Enzensberger, Hans Magnus: »Vom Nutzen und Nachteil der Gattungen«. Frankfurter Poetik-Vorlesungen 1964/65, Nr. 4. In: Ders.: *Über Literatur*. Hg. v. Rainer Barbey. Frankfurt a. M. 2009, 64–82.
- Fricke, Harald: *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur*. München 1981.
- Fricke, Harald: »Semantics or Pragmatics of Fictionality? A modest proposal«. In: *Poetics* 11. *Special issue: Semantics of Fiction*. Hg. v. Hannes Rieser. Amsterdam 1982, 439–452.
- Goethe, Johann Wolfgang von: »Besserem Verständnis«. In: Ders.: *West-östlicher Divan*. Hg. v. Hendrik Birus. Frankfurt a. M. 1994 (Sämtliche Werke, Abt. I, Bd. 3.1,2), 138–299.
- Goethe, Johann Wolfgang von: »Über das Lehrgedicht«. In: Ders.: *Ästhetische Schriften 1824–1832*. Hg. v. Hendrik Birus. Frankfurt a. M. 1999 (Sämtliche Werke, Abt. I, Bd. 22), 317–318.
- Gülich, Elisabeth/Raible, Wolfgang (Hg.): *Textsorten*. Frankfurt a. M. 1972.
- Hempfer, Klaus W.: *Gattungstheorie. Information und Synthese*. München 1973.
- Jolles, André: *Einfache Formen*. Halle 1930.
- Müller-Dyess, Klaus: *Literarische Gattungen*. Freiburg/Br. 1978.
- Petersen, Julius: »Zur Lehre von den Dichtungsgattungen«. In: Reinhold Backmann u. a. (Hg.): *Festschrift August Sauer*. Stuttgart 1925, 72–116.
- Primavesi, Oliver: »Aere perennius? Die antike Transformation der Lyrik und die neuzeitliche Gattungstrinität«. In: Klaus W. Hempfer (Hg.): *Sprachen der Lyrik. Von der Antike bis zur digitalen Poesie*. Stuttgart 2008, 15–32.
- Seidler, Herbert: *Die Dichtung*. Stuttgart 1959.
- Staiger, Emil: *Grundbegriffe der Poetik*. Zürich 1946.
- van Dijk, Teun A.: »Foundations for typologies of texts«. In: *Semiotica* 6 (1972), 297–323.
- Verweyen, Theodor u. a.: »Zur Problematik literaturwissenschaftlicher Gattungsbegriffe«. In: *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*. Hg. v. Christian Wagenknecht. Stuttgart 1988, 263–356.

Harald Fricke

1.3 Gattungssystematiken

Gattungssystematiken unternehmen den Versuch, der scheinbar ungeordneten und chaotischen Fülle zahlloser einzelner literarischer Texte eine Ordnungsstruktur zu unterlegen. Die wichtigsten Ordnungsmodelle sind dabei bisher (1) die aufzählend nebenordnende Reihe, (2) das geschlossene Gattungsrad bzw. der Kreis, (3) hierarchisierende ›Strukturbäume‹/Taxonomien und das der (4) offenen Familienähnlichkeit. Die Frage, ob Gattungen einer systematischen Ordnung angehören bzw. einer solchen zugeführt

werden können, beschäftigt die theoretische Auseinandersetzung mit Dichtung und Literatur seit der Antike. Dabei lassen sich präskriptive und deskriptive Systematisierungsversuche ebenso unterscheiden wie klassifikatorische und typologische. Gattungssystematiken versuchen häufig, z. B. in Analogie zu naturwissenschaftlichen Systematisierungen, Gruppen von literarischen Werken nach Gemeinsamkeiten inhaltlicher, formaler oder auch funktionaler Art zu bilden. Während man zu diesem Zweck früher u. a. nach essenziellen Kriterien suchte, besteht heute weitgehend Konsens darüber, dass Gattungen »aus der Interaktion von Erkenntnissubjekt und -objekt resultierende Konstrukte« sind (Hempfer 1973, 221) und dass daher auch ihr systematischer Zusammenhang je nach Herangehensweise unterschiedlich ausfallen kann. Als entscheidende Kriterien für die Erstellung einer Systematik können immerhin gelten: Adäquatheit, Geschlossenheit, Homogenität, Distinktivität, Komplementarität, Koordiniertheit, Perspektiven- und Paradigmenabhängigkeit sowie die Konventionalität der klassifikatorischen Begriffe (Strube 1993).

Die historisch einflussreichste Gattungssystematik geht zurück auf die *Poetik* des Aristoteles (ca. 335 v. Chr.). Dieser unterscheidet Gattungen im Allgemeinen auf dreifache Weise: (1) nach den Mitteln, (2) dem Gegenstand, (3) der Art und Weise (*modus*) der Nachahmung. Im Hinblick auf die Art und Weise greift Aristoteles zurück auf die Dreiteilung Platons nach dem Redekriterium: (1) *genus narrativum*, Rede des Dichters (Dithyrambos, entspricht einfacher Erzählung), (2) *genus dramaticum*, Rede der Personen (Tragödie und Komödie), (3) *genus mixtum* – bald Rede des Dichters, bald der Person (Epos). Diese Dreiteilung – die nicht der goethezeitlichen Aufteilung in die Großgattungen Epik, Dramatik, Lyrik entspricht (Lyrik im modernen Sinne ist darin nicht enthalten, vgl. Hempfer 2008) – bleibt bis mindestens ins 19. Jh. hinein ein wichtiger Bezugspunkt für Gattungssystematiken (Jäger 1970, 373).

Drama und Epos sind seit Aristoteles feste Bestandteile der Gattungspoetik, u. a. auch in den aneinanderreihend-nebenordnenden Gattungssystematiken der Frühen Neuzeit (z. B. Gottscheds *Critische Dichtkunst*, 1730), bei denen Art und Anzahl der erfassten Gattungen durch deren Kanonizität verbürgt werden. Noch in den Gattungspoetiken um 1800 findet sich häufig die Unterscheidung (Jäger 1970, 374) nach dem Redekriterium als zentrales formales Kriterium: der Dichter lässt reden oder redet selbst. Literarische Formen, die diesem Schema nicht entsprechen, weil sie keine Nachahmungen im Sinne des Aristoteles

sind (Lyrik, Lehrgedicht) oder weil der Nachahmung keine Handlung zugrunde liegt (Lyrik, Lehrgedicht, beschreibendes Gedicht), werden nun diesem Kern in wechselnder Weise angeschlossen (Jäger 1970, 373). Die Aufhebung des Redekriteriums als wichtigster systematischer Bestimmung führt zur Erweiterung zu einem Dreierschema (Epos – Drama – Lyrik), teilweise auch zur Nebenordnung einer vierten (Lehrgedicht) oder fünften Gattung (beschreibendes Gedicht). Bestimmend für die Systematisierung der Gattungen ist hier u. a. die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Form und Inhalt (→ A 2.3, A 2.5). Dabei lassen sich fünf Positionen voneinander unterscheiden, nämlich die

(a) Gefäßtheorie, nach der das Verhältnis von bestimmter Form und bestimmtem Inhalt idealtypisch sei;

(b) die Begleitungstheorie, nach der Form und Inhalt eigentlich gegeneinander gleichgültig seien, aber in bestimmter Verbindung in verschiedenen Texten wiederkehren;

(c) die Organismustheorie, nach der Form und Inhalt unlöslich seien und ihre Einheit in der inneren Form als Organisationsprinzip des Textes bzw. der Gattung liege;

(d) die Morphologische Auffassung, nach der die Form als äußerlich wahrnehmbare Gestalt wesentlich und mehreren Texten gemeinsam sein könne;

(e) die Gehaltsästhetische Auffassung, nach der der Inhalt als dargestellter Gegenstand wesentlich und mehreren Texten gemeinsam sein könne (vgl. Zymner 2003, 114f.).

In Anlehnung an Cicero entwickelt Johannes von Garlandia im 12. Jh. die Rota Vergilii (Rad des Vergil), die vor dem Hintergrund antiker Vergilkommentare die drei Stillagen der klassischen Rhetorik *stilus humilis* (niedriger Stil), *stilus mediocris* (mittlerer Stil) und *stilus gravis* (hoher oder erhabener Stil) den drei Hauptwerken des Vergil (*Bucolica*, *Georgica*, *Aeneis*) zuordnet (→ A 2.10). Der gattungsausprägende Stil wird dabei in Anlehnung an die genannten Werke Vergils auch mit typischen Helden, Tieren, Werkzeugen, Orten, Pflanzen, vor allem aber einem spezifischen Personal verbunden (→ A 2.2). Dem *stilus humilis* entspricht der Hirte, dem *stilus mediocris* der Bauer und dem *stilus gravis* der soldatische Held (Ajax oder Hector). Problematisch ist dabei u. a., dass die Anordnung auf einem geschlossenen Rad bzw. in einem Kreis suggeriert, die gesamte Dichtung zu umfassen, und dass sie die Kontiguität von Heroischem und Pastoralem impliziert (Fowler 1982, 241). Die für die Literatur der neueren Zeit typische Stil- und

Gattungsmischung lässt sich mit einem solchen Instrumentarium gar nicht abbilden. Dennoch hat noch im 20. Jh. etwa Julius Petersen mit einem *Gattungsrad* zu arbeiten versucht, bei dem typologisch bestimmte Begriffe wie »Epik«, »Lyrik« und »Dramatik« neben klassifikatorischen Begriffen wie »Briefroman« und »Epistel« zu stehen kommen (Petersen 1944).

In der neueren Gattungsforschung tritt häufig an die Stelle des Rades oder Kreises das *Kladogramm*, das – analog zu den auf Linné zurückgehenden Systematisierungen der Biologie – mit Baumstrukturen arbeitet (Bonheim 1991, 1992), wie sie auch aus der modernen Linguistik bekannt sind. Das Baumdiagramm soll es ermöglichen, sowohl Ähnlichkeiten als auch Unterschiede zwischen literarischen Formen graphisch sichtbar zu machen. Auf dem Stamm des Baumes werden dazu die Eigenschaften aufgezeichnet, die die verschiedenen literarischen Formen gemeinsam haben, auf den Ästen diejenigen, in denen sie sich voneinander unterscheiden (Bonheim 1992, 1). Wie in der Linnéschen Nomenklatur arbeitet man hier mit bipolaren Termen. Schwierig ist hierbei die Integration der für die Gattungstheorie typischen »fuzzy sets of data« (Bonheim 1991, 160) oder »poröser Begriffe« (Strube 1993), wofür Fricke die »Verschränkung von Konjunktion und Alternation, von notwendigen und alternativen Merkmalen« vorschlägt (Fricke 1981, 146; → A 1.1; A 1.2; A 1.5).

In Europa setzt sich seit der Renaissance, in Deutschland seit dem 18. Jh. (vgl. Scherpe 1968) die Auffassung durch, der Großbereich der Literatur sei auf drei ›Hauptgattungen‹ (Lyrik, Epik und Dramatik) aufzuteilen. Dieses triadische Modell findet sich auch bei Goethe, der »drey ächte Naturformen der Poesie« voneinander unterscheidet: »die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: *Epos*, *Lyrik* und *Drama*« (Goethe 1998, 194). Goethe spricht hier aber nicht eigentlich von Gattungen, sondern von poetischen Auffassungs- bzw. »Dichtweisen«: »In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beysammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor« (ebd.). Er selbst spricht außerdem von »Dichtarten« und stellt fest, dass die herkömmlichen Gattungsbezeichnungen wie Allegorie, Ballade, Cantate usw. »bald nach äußeren Kennzeichen, bald nach dem Inhalt, wenige aber einer wesentlichen Form nach benamst sind. Man bemerkt schnell daß einige sich neben einander stellen, andere sich andern unterordnen lassen« (ebd., 193). Er empfiehlt einen an die Rota Vergilii erinnernden Kreis, der zugleich das Prinzip des Farbenkreises aus Goethes *Farben-*

lehre aufnimmt: »Man wird sich aber einigermaßen dadurch helfen, daß man die drey Hauptelemente in einem Kreis gegen einander überstellt und sich Musterstücke sucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann sammle man Beyspiele die sich nach der einen oder andern Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreyen erscheint und somit der ganze Kreis in sich geschlossen ist« (ebd., 194 f.).

Man hat der Rede von den »Naturformen«, die Dilthey auf psychologische Kategorien zurückführt, G. Müller morphologisch (Müller 1929) und Staiger fundamentalontologisch (Staiger 1946 u. ö.) zu untermauern versucht, eine »Verwechslung von ontologischer Fragestellung (Präexistenz von Ideen) und Logik (Bildung von Allgemeinbegriffen)« vorgehalten (Müller-Dyes 1996, 324). In der neueren Gattungsforschung versteht man die drei vermeintlichen ›Hauptgattungen‹ Epos, Lyrik und Drama nurmehr als klassifikatorische *Sammelbegriffe*, von denen man typologisch ›Untergattungen‹ (wie (Bildungs-)Roman, Sonett, Tragödie) absetzt. Auf der Ebene der Untergattungen lassen sich etwa im Bereich der Epik Textumfang, Prosaform, Fiktionalität als Bestimmungs- und Unterscheidungsmerkmale verwenden. Als weitere Kriterien lassen sich neben formalen und inhaltlichen Kriterien auch solche der übergreifenden ›Wirkungsdisposition‹, der weltanschaulichen Grundhaltung sowie der literatursoziologischen Situierung und der literarischen Wertung (Zymner 2003, 107 f.) heranziehen. Hempfer stellt dazu fest, es ließen sich grundsätzlich zwei »verschiedene Ansätze unterscheiden: Textgruppen werden entweder aufgrund spezifisch-literarischer Phänomene unterschieden oder aber aufgrund von Kriterien außerhalb des sprachlich-literarischen Systems; in praxi werden beide Verfahren häufig in unterschiedlichem Mischungsverhältnis verwendet. In den beiden letzteren Fällen entstehen Probleme der Korrelierung verschiedener Systeme, des Verhältnisses von Struktur und Funktion und ähnliches, die meist nicht nur nicht gelöst, sondern in der Regel überhaupt nicht erkannt werden. Hinzu kommt die bereits wiederholt angesprochene unzureichende Differenzierung verschiedener Abstraktionsebenen, die natürlich auch in bezug auf die Art der Differenzierungskriterien zu Unklarheiten führt« (Hempfer 1973, 150).

Dabei ist zu beachten, dass die Ausdrücke ›Schreibweise‹, ›Typ‹, ›Gattung‹ und ›Untergattung‹ »verschiedene generische Begriffe« bezeichnen: »Mit ›Schreibweise‹ sind ahistorische Konstanten wie das Narrative, das Dramatische, das Satirische usw. gemeint, mit ›Gattung‹ historisch konkrete Realisationen dieser

allgemeinen Schreibweisen wie z. B. Verssatire, Roman, Novelle, Epos usw., während ›Untergattungen‹ die pathetische Verssatire, der pikareske Roman u. ä. sind. Der Typusbegriff fungiert als »Bezeichnung verschiedener, grundsätzlich möglicher, d. h. überzeitlicher Ausprägungen bestimmter Schreibweisen« (Hempfer 1973, 27). Grundsätzlich sind daher ahistorisch-typologische und historische Kategorien zu unterscheiden.

Nünning empfiehlt zur Gattungssystematik ein »Raster von systematisch angeordneten Kategorien [...], aus denen sich Anhaltspunkte für eine typologische Klassifizierung ableiten lassen«. In einer ›differenzierten Merkmalsmatrix‹ unterscheidet er drei Gruppen: »je nachdem sie sich auf die paradigmatische Achse der Selektionsstruktur, die syntagmatische Achse des dominanten Zeitbezugs und der Vermittlungsformen oder die diskursive Achse der Relationierung und Gestaltung der Erzählebenen beziehen«. Auf dieser Grundlage können dominant paradigmatische, syntagmatisch-formale und diskursiv-kommunikationstheoretische Skalarmodelle entwickelt werden (Nünning 2007, 84 f.).

Linguistisch inspiriert ist der Versuch, mithilfe der Textsemantik zu einer Klassifikation von Texten nach Typen zu kommen. Metzeltin/Jaksche haben dazu eine Vierteilung vorgenommen, wobei sie davon ausgehen, dass »sich alle Texte einer dieser Hauptfunktionen zuordnen lassen« (Metzeltin/Jaksche 1983, 40). Diese Hauptfunktionen bringen sie auf die Begriffe Narration, Deskription, Argumentation oder Kontrakt. Bei der *Narration* »beruht der Zusammenhang auf einer Abfolge von Prozessen [...] und/oder Zuständen an einem oder mehreren Objekten, d. h. auf der Veränderung einer oder mehrerer als identisch aufgefaßter Substanzen. Die tragenden Propositionen sind hier solche, deren Prädikate Zustands- oder Prozeßbegriffe enthalten und sukzessiv verbunden sind. *Deskriptionen* informieren über wesentliche oder momentane Eigenschaften eines oder mehrerer Objekte, wobei diese Eigenschaften nicht in einen Prozeß eingebettet sind. *Argumentationen* geben Gedankenkombinationen wieder, mit denen jemand sich selbst oder andere von einem Sachverhalt überzeugen will. *Kontrakte* drücken grundsätzlich Abmachungen zwischen zwei Parteien aus, die sich gewöhnlich auf irgendeine Art von Leistung und Gegenleistung beziehen« (ebd.). Mischformen, bei denen keine dieser Funktionen dominiert, sind möglich.

Als fruchtbares Instrumentarium, sinnvolle systematische Einheiten zu schaffen bzw. zu rekonstru-

ieren, hat sich in den letzten Jahren schließlich der Bezug auf Wittgensteins Konzept der ›Familienähnlichkeit‹ erwiesen. Hier braucht ein einzelnes literarisches Werk nicht alle Merkmale einer Gattung aufzuweisen, sondern lediglich so viele, dass man seine ›Familienzugehörigkeit‹ erkennen kann. Es kann dabei auch mehreren ›Familien‹ zuzurechnen sein (Ryan 1981, Fowler 1982, Suerbaum 1993). Bei dem Modell der Familienähnlichkeit handelt es sich um ein sehr flexibles System, das die historische Variabilität von Gattungszuschreibungen ebenso zu erkennen gibt wie die offenkundige Konstruktionstätigkeit, die der einzelne Literaturwissenschaftler bei der Zuordnung einzelner Texte unweigerlich betreibt.

Literatur

- Bonheim, Helmut: »Systematics and Cladistics: Classification of Text Types and Literary Genres«. In: Claus Uhlig/Rüdiger Zimmermann (Hg.): *Anglistentag 1990 Marburg. Proceedings*. Tübingen 1991, 154–165.
- Bonheim, Helmut: »The Cladistic Method of Classifying Genres«. In: *Yearbook of Research in English and American Literature* 8. Tübingen 1992, 1–32.
- Fowler, Alastair: *Kinds of Literature. An Introduction to the Theory of Genres and Modes*. Oxford 1982.
- Fricke, Harald: *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur*. München 1981.
- Goethe, Johann Wolfgang: *West-östlicher Divan*. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hg. v. Karl Richter u. a. Bd. 11.1.2. München, Wien 1998.
- Hempfer, Klaus W.: *Gattungstheorie. Information und Synthese*. München 1973.
- Hempfer, Klaus W.: »Überlegungen zur historischen Begründung einer systematischen Lyriktheorie«. In: Ders. (Hg.): *Sprachen der Lyrik. Von der Antike bis zur digitalen Poesie*. Stuttgart 2008, 33–60.
- Jäger, Georg: »Das Gattungsproblem in der Ästhetik und Poetik von 1780 bis 1850«. In: Jost Hermand/Manfred Windfuhr (Hg.): *Zur Literatur der Restaurationsepoche 1815–1848*. Stuttgart 1970, 371–404.
- Metzeltin, Michael/Jaksche, Harald: *Textsemantik. Ein Modell zur Analyse von Texten*. Tübingen 1983.
- Müller, Günther: »Bemerkungen zur Gattungspoetik«. In: *Philosophischer Anzeiger* 3 (1929), 129–147.
- Müller-Dyes, Klaus: »Gattungsfragen«. In: Heinz Ludwig Arnold/Heinrich Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1996, 323–348.
- Nünning, Ansgar: »Kriterien der Gattungsbestimmung: Kritik und Grundzüge von Typologien narrativ-fiktionaler Gattungen am Beispiel des historischen Romans«. In: Marion Gymnich/Birgit Neumann/Ansgar Nünning (Hg.): *Gattungstheorie und Gattungsgeschichte*. Trier 2007, 73–99.
- Petersen, Julius: *Die Wissenschaft von der Dichtung*. Berlin 1944.
- Scherpe, Klaus R.: *Gattungspoetik im 18. Jh. Historische Entwicklung von Gottsched bis Herder*. Stuttgart 1968.
- Ryan, Marie-Laure: »On the why, what and how of generic theory«. In: *Poetics* 10 (1981), 109–126.
- Staiger, Emil: *Grundbegriffe der Poetik*. München 1946 u. ö.
- Strube, Werner: *Analytische Philosophie der Literaturwissenschaft. Untersuchungen zur literaturwissenschaftlichen Definition, Klassifikation, Interpretation und Textbewertung*. Paderborn 1993.
- Suerbaum, Ulrich: »Text, Gattung, Intertextualität«. In: Bernhard Fabian (Hg.): *Ein anglistischer Grundkurs: Einführung in die Literaturwissenschaft*. Berlin 2004, 82–125.
- Zymner, Rüdiger: *Gattungstheorie. Probleme und Positionen der Literaturwissenschaft*. Paderborn 2003.

Axel Dunker

1.4 Generische Allgemeinheitsgrade

Die Gattungstheorie beschäftigt sich mit Textgruppenbildungen höchst unterschiedlichen Allgemeinheitsgrades, deren Nichtscheidung zu erheblichen Missverständnissen geführt hat. Grundsätzlich sind ein metatheoretischer und ein theoretischer Gebrauch des Terms ›Gattung‹ und hiervon gebildeten Ableitungen wie ›generisch‹ zu unterscheiden. Als metatheoretischer Term dient ›Gattung‹ in Ausdrücken wie ›Gattungstheorie‹, ›generische Allgemeinheitsgrade‹ usw. als Oberbegriff für die unterschiedlichen Typen von Textgruppenbildungen. Als theoretischer Term fungiert ›Gattung‹ neben jeweils spezifischen Termini zur Bezeichnung folgender Textgruppenbildungen, die sich sowohl hinsichtlich ihres Allgemeinheitsgrades wie hinsichtlich des vorausgesetzten bzw. explizit zugrunde gelegten Begriffstyps unterscheiden:

(a) Die Sammelbegriffe Epik/Narrativik, Dramatik, Lyrik und/oder andere Klassenbildungen wie ›Gebrauchsliteratur‹, Zweckformen usw. Dabei handelt es sich um Grobklassifizierungen, die Zuordnungen von Texten nach mehr oder weniger isolierten Einzelementen vornehmen und im Wesentlichen dem abkürzenden Sprechen dienen. Die Sammelbegriffe sind zwar Klassenbegriffe, konstituieren aber keine wirklich disjunkten Klassen, da etwa der Lyrik zugeordnete Texte bzw. Textgruppen wie die Ballade auch erzählend sein können.

(b) Ein offenes Repertoire transhistorischer Invarianten wie das Narrative, das Dramatische, das Satirische, das Komische usw., die als strukturelle Konstrukte Phänomene einer transphrastischen kommunikativen Kompetenz abzubilden suchen, deren jeweils kulturell gebundener oder transkultureller Charakter nicht apriorisch postuliert, sondern nur kulturvergleichend ermittelt werden kann. Dass zumindest ›Erzählen‹ eine solch kommunikative

›Universalie‹ darstellt, scheint in der aktuellen Nar-
rativitätsforschung unumstritten.

(c) Historische Textgruppenbildungen wie Vers-
satire, Fabel, Ode, Tragödie usw., die als ge- und be-
wusste Normen die Produktion und Rezeption von
Texten bestimmen.

(d) Untergruppen von (c) als typologische und/
oder historische Spezifizierungen historischer Gat-
tungen wie Briefroman, anakreontische Ode, bür-
gerliches Trauerspiel usw.

In den 1970er und 1980er Jahren tobte ein heftiger
Streit zwischen eher hermeneutisch-rezeptionsästhe-
tisch und eher analytisch-strukturalistisch (→ D 7;
D 14) ausgerichteten Literaturwissenschaftlern um
die Frage, ob sich ›Gattungen‹ nur historisch oder
auch transhistorisch bestimmen ließen, ob also die
Abstraktionsebene (b) angesetzt werden kann oder
nicht. Der Streit basierte neben grundsätzlich er-
kenntnistheoretischen Unterschieden auf einer Reihe
von Prämissen, die von der Nichtscheidung von Ob-
jekt- und Beschreibungsebene (1) über die jeweils
präsupponierte Extension von ›Gattung‹ (2) bis zu
den Modellen der Vermittlung unterschiedlicher Ab-
straktionsebenen reichen (3).

(1) Es ist eines der grundsätzlichen Missverständ-
nisse literaturwissenschaftlicher Theoriebildung, aus
der Asystematik der Objektebene die Unsystematik
wissenschaftlicher Begriffsbildung abzuleiten (so etwa
Suerbaum 1971, 108–112; Trappen 2001, 1–22), viel-
mehr kann die wissenschaftliche Beschreibung von
›Unsystematischem‹ immer nur systematisch sein,
indem eben genau beschrieben wird, was am Objekt
un- bzw. asystematisch ist (Heringer 1971, 54). Geht
man rein sprachanalytisch vor, so hat etwa die Kenn-
zeichnung einer Gruppe von Texten als ›erzählend‹
einen offenkundig höheren Allgemeingrad als die
Zusammenfassung von Texten unter Termini wie
›Roman‹, ›Novelle‹, ›Epos‹ usw., die alle gleicher-
maßen erzählend sind. Und ein Terminus wie ›Roman‹
ist offensichtlich allgemeiner als ›pikaresker Roman‹,
›heroisch-galanter Roman‹, ›realistischer Roman‹ usw.
Erst in einem zweiten Schritt ist die Frage zu stellen,
wie diese unterschiedlichen generischen Allgemei-
nheitsgrade näher zu bestimmen und wie sie mitein-
ander zu vermitteln sind. Impliziert werden solche un-
terschiedlichen Allgemeingrade seit der antiken
Poetologie, wenn etwa Aristoteles über das ›Rede-
kriterium‹ zwischen erzählenden und dramatischen
Texten unterscheidet und weitere Differenzierungen
etwa dramatischer Texte in Komödie und Tragödie
dann nach den Mitteln und dem Gegenstand der
Darstellung vornimmt (*Poetik* 1448a 24–28). Dass

solche Allgemeingrade in historischen Poeto-
logien nicht oder nicht ausreichend reflektiert und
voneinander unterschieden werden, ist natürlich
kein Grund gegen eine solche Unterscheidung auf
der Metaebene wissenschaftlicher Theoriebildung,
weil solchermaßen eben das zu beschreiben ist, was
sich in der historischen Poetologie schlicht vollzieht,
nämlich die Vermischung von Unterschiedlichem.
So ist etwa die in der Poetologie des 16. Jh.s partiell
vorfindliche Nichtscheidung von ›Dialog‹ als in einer
Mehrzahl von Gattungen mögliche *Redeform* einer-
seits und als von anderen Gattungen unterschiedene
eigenständige Gattung andererseits kein Grund gegen
eine systematische Scheidung, wie sie etwa im *Realle-
xikon* vorgenommen wird (s. v. Dialog₁ und Dialog₂).

(2) Dass sich historische Textgruppenbildungen
nur historisch bestimmen lassen, ist selbstverständ-
lich. Das weitergehende Postulat, das generische
Strukturen generell als ausschließlich historisch be-
stimmbar auffasst, erweist sich aufgrund des perfor-
mativen Widerspruchs, in den ein solches Verständ-
nis gerät, wenn gleichwohl auf Kategorien wie das
›Erzählen‹ oder das ›Komische‹ rekurriert wird, als
problematisch, so dass es wohl nicht mehr um ein
Entweder-oder, sondern nur noch um ein Sowohl-
als-auch gehen kann, das seine Begründung aus dem
sprachlich vorgegebenen unterschiedlichen Allge-
meingrad generischer Strukturen erhält.

So werden seit Anfang der 1970er Jahre – durchaus
unterschiedliche – Modelle entwickelt, die systema-
tisch zwischen Gattungen als historischen Gruppen
von Texten und (mehr oder weniger) transhistorisch
invarianten generischen Strukturen unterscheiden.
Letztere werden terminologisch als ›Schreibweisen‹
(Hempfer 1973), Textsorte (Fricke 1981), *modes* (engl.)
(Hempfer 1986/2010) oder *modes* (frz.) (Genette
1979) von den historischen Gattungen unterschieden,
eine Differenzierung, die sich im Grundsätzlichen
etabliert hat (Fricke 1981, Schaeffer 1989, Fludernik
2000, *Reallexikon* s. v. Schreibweise, Zymner 2003,
Neumann/Nünning 2007 u. a.; → A 1.1; A 1.2; A 1.5).
Eine solche Unterscheidung ist historisch vorgegeben
in der Goetheschen Differenzierung von »Naturfor-
men« und »Dichtarten«, allerdings werden Erstere
normativ-apriorisch auf »nur drey ächte Naturfor-
men« eingeschränkt, und zwar »die klar erzählende,
die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich han-
delnde: *Epos, Lyrik und Drama*« (Goethe 1994, 206).
Hiervon ausgehend hat Staiger seine »Qualitäten« des
Lyrischen, Epischen und Dramatischen entwickelt,
die er explizit als anthropologische Konstanten fasst
und »im Sein des Seienden« fundiert (Staiger 1946/

1971, 155). Demgegenüber werden in der modernen Gattungstheorie – trotz des immer wieder behaupteten Gegenteils (vgl. die präzisierenden Klarstellungen in Klausnitzer/Naschert 2007, 387–404) – die transhistorischen Invarianten gerade nicht normativ gesetzt und anthropologisch fundiert, sondern aufgrund von deskriptiv ermittelten Textdaten konstruiert, und die Frage, welche und wie viele generische Strukturen als transgenerische Invarianten konstruiert werden können, gilt als prinzipiell offen (Hempfer 1973, 148; Zymner 2003, 187). Näher unterschieden wird dabei zwischen primären, unmittelbar auf Bedingungen der Kommunikationssituation zurückführbaren Schreibweisen wie dem seit Platon und Aristoteles über das Redekriterium unterschiedenen Narrativen und Dramatischen und sekundären Schreibweisen wie dem Komischen, Satirischen, Grotesken, Tragischen usw., die in unterschiedlichen Typen von Kommunikationssituationen vorkommen können (Hempfer 1973, 162 f.; Genette 1979, 81 unterscheidet analog zwischen *modes* und *catégories thématiques*). Ob, und wenn ja, inwiefern sich auch das Lyrische als transhistorische generische Struktur konstruieren lässt, ist umstritten (Warning 1997, Hempfer 2008, Zymner 2009). Von Zymner werden die primären Schreibweisen als »poetogene Strukturen« von den Schreibweisen im eigentlichen Sinne unterschieden, da sie wie etwa das Erzählen »eine Allerwärtsredetätigkeit mit bestimmten kommunikativen Funktionen darstellt« (Zymner 2003, 168, ferner 186–190). Eine weitere Differenzierung erfolgt dahingehend, dass zwischen systematischen Schreibweisen (z. B. Manierismus) und historischen Schreibweisen als je historisch unterschiedlichen Ausprägungen der systematischen Schreibweisen (z. B. der Marinismus in Italien zu Beginn des 17. Jh.s) unterschieden wird (Lamping 1990, 18–24; Zymner 1995, 59–85; Zymner 2003, 184 f.). Für einzelne, medienübergreifende Schreibweisen wie die Kontrafaktur haben Verwey/Witting den Terminus »Verfahren« vorgeschlagen (1987, 126–137).

Wenn in der aktuellen Diskussion weitgehend Einigkeit darüber herrscht, dass unterschiedliche Allgemeinheitsgrade generischer Strukturen systematisch zu unterscheiden sind, so ist nach wie vor strittig, wie die Vermittlung zwischen den unterschiedlichen »Ebenen« theoretisch zu konzipieren ist.

(3) Die Unterscheidung verschiedener generischer Allgemeinheitsgrade ist nicht mit einer Klassenhierarchie, einer Taxinomie im traditionellen Sinne zu verwechseln (dies macht Genette 1979, 78 f.), da die unterschiedlichen generischen Abstraktionsebenen

keine Klassen im logischen Sinne sind, sondern aufgrund von anderen Typen von Allgemeinbegriffen wie Strukturen, Familienähnlichkeiten, Prototypen usw. konstruiert werden (Zymner 2009, 144–152; Hempfer 2010). In Hempfer 1973 wurde vorgeschlagen, die transhistorische und die historische Ebene im Rahmen des dynamischen Strukturbegriffs Piagets zu vermitteln, der kein ontologisch-realistischer, sondern ein konstruktivistischer ist. Das Zentrale an Piagets Strukturbegriff, das ihn zu einem dynamischen macht, ist die Integration von Transformationen in die Struktur selbst, wodurch zwischen deren Konstitutionsbedingungen und der im Rahmen dieser Bedingungen möglichen »Veränderungen« unterschieden werden kann. Dies bedeutet, dass etwa das Satirische (→ H 7) als transgenerische Schreibweise über eine spezifische Menge von Relationen bestimmt wird, deren Elemente historisch ganz unterschiedlich realisiert sein können, wobei es diese mehr oder weniger abstrakten Relationen zwischen je unterschiedlichen Elementen sind, die es erlauben, so verschiedenartige Texte wie die *Sermones* des Horaz oder die *Saturae* Juvenals, Swifts *A Modest Proposal*, Voltaires *conte Candide* oder dessen »heroisch-komisches« Epos *La Pucelle*, Hugos *Châtiments* u. v. a. m. jeweils als »Satiren« oder zumindest als partiell satirisch – und z. B. nicht »nur« als komisch – zu bezeichnen. Die Gattung der Verssatire wäre sodann über das Satirische als notwendige Bedingung hinaus durch weitere Merkmale zu charakterisieren, die sie diachron wie synchron von anderen Vergattungen unterscheiden und in der Diachronie eine Identität der Gattung qua historischer Textgruppe konstituieren, wobei intertextuellen Bezügen eine besondere Bedeutung zukommt. Die unterschiedlichen historischen Transformationen, in denen sich das Satirische manifestiert, basieren ihrerseits dann auf den Konstituenten des jeweils historischen Literatursystems, die der einzelne Text in je spezifischer Weise aktualisiert und/oder modifiziert, so dass sich unterschiedliche Allgemeinheitsgrade auch für den Bereich der historischen Transformationen ansetzen lassen, die von epochal gültigen bis zu kontextspezifischen Transformationen reichen. Eine im Grundsätzlichen ähnliche Konzeption findet sich bereits in Jolles 1930 oder Lämmert 1955 und liegt auch Zymners Vermittlung von systematischen und historischen Schreibweisen zugrunde, insofern Letztere als die »konkreten historischen Ausprägungen« der Ersteren begriffen werden (Zymner 2003, 184 f.).

Die weitergehende Analogisierung des Modells mit Grundkonzepten der generativen Transformationsgrammatik wurde vielfach kritisiert (Warning 1976;